Die Schmiedjungfer [Fortsetzung]

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634192

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 8 — X. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 21. Februar 1920

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Märchenliebe.

Zwei Gedichte von Cajetan Binz.

I.

Wenn ich der Prinz im Märchen wär',
Müßt' mich mein Schwanenwagen
In deines Gartens Blumenmeer
Lautlosen Fluges tragen.

Du wandeltest zur Abendzeit
Im weißen Kleid die feinen Wege,
Auf die des Mondes Lichtgeschmeid
Verschwendrisch ausgebreitet läge.

Da würd' ich dich mit süßem Sang
Zu weltvergeßnem Träumen rühren
Und dich halb jubelnd und halb bang
Weit in mein Märchenschloß entführen.

Ich bin kein Prinz vom Märchenland,
Bin nur ein arm Studente
Und müßt vergehn, wenn deine Hand
Ich leise küssen könnte.

II.

Gönne mir den süßen Augenblick,
Deinen braunen Scheitel sanft zu streicheln,
Laß mich schauen, wie um dein Genick
Sich die lieben, wilden Locken schmeicheln.

Du bist wie die Märchenkönigin,
Eine Zauberschlange trägt dein Nacken,
Die mit roten Augen von Rubin
Funkelt, um ihr Opfer anzupacken.

Wem die Schlange je im Traum erscheint,
Der muß seinen holden Schatz verlieren;
Balde wankt er übers Land und weint
Bettelarm und krank vor fremden Türen.

Die Schmiedjungfer.

Eine Bergdorfgeschichte von Meinrad Lienert.

III.

Als der Schmied Peter Kleinhans hinter der Kirche in eine ziemlich enge Gasse einbog, blieb er mit einemmal stehen und schaute schier neugierig an ein altes, geweißeltes Häuschen hinauf, aus dessen doppelgiebeligem, wunderlichen Dache ihn zwei halbrunde Scheiblein mit hellen Augen anstarrten. Mit zitternden Lippen las er die Aufschrift über der kleinen Ladenauslage im Erdgeschoß, die eine pyramidenförmige Beige Seifenstücke, einen Schokoladenengel, einen Zuckerstock und, auf einem unmöglichen Gebirge von Zuckerkandis, eine unmögliche Ritterburg mit rosafarbenen Papierfensterchen zeigte. „Spezereihandlung von Desiderius Pipenhenner-Kleinhans — das sieht ja großartig aus," brummte der Alte, der seine Tochter nie mehr besucht hat, seit sie die Gremplerei angefangen. Jetzt schien ihm etwas durch den Kopf zu gehen. Er zog die dunklen, überhängenden Augenbrauen zusammen, machte eine Faust im Sack und trampte mit schweren Schritten über das ausgetretene Pflaster auf den Laden zu.

Glingglinggling! schrillte es durchs Haus, als er die Ladentüre auftat. Aber der Schneider Desiderius Pipenhenner, der sich allein im Laden befand, ließ sich nicht stören; sah sich nicht einmal um, als er die Türglocke schallen hörte. Er stand am Ladentisch, den Rücken der Auslage zugekehrt und schüttete eben aus einem großen Topf, der neben der Ladenwage auf dem Tische stand, ein braunes Pulver in eine der blinkenden messingenen Wagschalen.

„Wo ist die Portiunkula? Sie muß auch her!" machte dumpfen Tones der Alte.

Jetzt wandte sich der Schneider ein wenig. „Was," lärmte er, „du bist's! Sieht man dich endlich auch einmal im Laden. Grad recht kommst. Ich bin eben an einem neuen Experiment. O, wenn ich das herausbringe! Komm mal her, komm mal her!" Er schoß auf den Schmied los, packte ihn am Aermel und krähte: „Grad recht, wie gerufen kommst. Nun sollst du mit eigenen Augen sehen, wie ich dem Flugproblem auf die Spur gehe. Ich studiere nämlich soeben die Schnellkraft der Vogelschwinge. Habe ich das

heraus, bin ich nicht mehr weit vom Fliegen und werde den Deutschen, die auch daran herumstudieren, meine Ideen für ein schweres Geld verkaufen. Freilich," setzte er wichtig bei, „sollte ich für diese Experimente einen lebendigen Vogel haben. Das müßte mich ganz anders vorwärts bringen; aber bisher konnte ich keinen bekommen."

„Laß mich in Ruh!" schnörrzte ihn der Alte ab; „ich habe andere Dinge mit euch zu bereden."

Der Schneider hatte ihn jedoch schon an den Ladentisch gezerrt. Mit einem heftigen Ruck wollte sich der Alte befreien; da blieb sein Auge auf einer sonderbaren, neben der Wage liegenden Karte haften, die ein tolles Durcheinander von Rot- und Blaustiftstrichen zeigte. Und darüber stand geschrieben: „Die Eroberung des heiligen Grabes auf dem Luftwege, von Desiderius Pipenhenner. Gott will es!" — Und mit fast noch größerer Verwunderung schaute nun der Schmied auf die Wage, in deren einer Schale ein braunes Pulver lag und an deren anderer Schale mit Geigensaiten eine seltsame Hochspannung eingerichtet war. „So schau doch, schau doch her!" krähte der Schneider den unruhigen Schmied an, „nun sollst du an diesem Experiment sehen und erkennen, wie's die Vögel fertig kriegen, sich in die Luft zu schnellen. Paß auf, paß auf!" Der Alte senkte, nun doch fast neugierig, den Kopf bis auf die blinkende Wage hinunter. Da tippte der Schneider an der Geigensaitenhochspannung; die freischwebende Schale schnellte auf und warf dem ahnungslosen Schmied eine volle Ladung Schnupftabak in die Nase, worauf er fürchterlich zu niesen anfing. Jetzt brach der Schneider in ein wieherndes Gelächter aus. „Jesus," rief er, mit Hand und Fuß fuchtelnd, „jetzt hab' ich Schnupftabak erwischt statt gemahlenes Kaffeepulver, als ich die Schale füllte. Nichts für ungut, Vater!" — „Hatschi!" nieste der Alte. — „Helf dir Gott, Vater!" — „Hatschi!" — Gesundheit, Vater!" Aber jetzt erholte sich der Schmied und lärmte: „Du Luftnarr, du Phantaster, du Taugenichts! Statt daß du mich zu Worte kommen lassest, vexierst du mich mit deinen verfluchten Narrheiten. Ist's noch nicht genug, daß dich das ganze Dorf für einen Halbnarren hält; willst du's denn wahrhaftig ganz werden? Glaubst du denn wirklich im Ernst, daß du jemals auch nur wie ein Laubfrosch zu fliegen vermögest?"

„Was," zischte tödlich beleidigt der Schneider, „du kommst mir so, du, der leibeigene Schwiegervater?! Da will ich dir nur sagen, Peter Kleinhans, daß ihr eben ein ungebildetes Volk seid, ein Hochstaldener wie der andere, und daß ihr euch ewig nie zu meiner Höhe aufzuschwingen vermögt. Ich sage dir aber, ich werde die Luft, das Universum werde ich erobern."

„Und da meinst du wohl, du Luftnarr," herrschte ihn der Schmied an, „wir sollten daraufhin auch schon, wie die Engel, ohne Hosen herumlaufen und lassest mich seit einem Vierteljahr auf meine Sonntagshosen warten, du Tagdieb!"

„Peter Kleinhans," machte mit unsäglich verachtungsvoller Gebärde der Schneider, „du verdienst es ewig nie, einen Erfinder zum Schwiegersohn zu haben; denn du bist ein Ignorant."

„Was bin ich?!" fuhr der Alte herum. „Was sagst du mir, du Windhund! Wart, ich will dir!"

Wütend packte er mit beiden Händen den vollen Schnupftabaktopf, um ihn dem Schneider über den Kopf zu stülpen. Aber der zog es vor, sich schleunigst davonzumachen. Jetzt kam's dem Schmied wahrhaftig vor, der Schneider könne fliegen; denn, mit den Armen wild um sich fuchtelnd, wischte er blitzgeschwind zum Laden hinaus, in das gewölbte, fensterlose Vorratskämmerlein. Eben warf er die Türe dieser Kammer hinter sich zu, ins Haus hinauf flüchtend, als der Schnupftabaktopf dagegen donnerte und die Scherben in alle Winkel flogen.

Bebend vor Wut hockte sich der Alte in der Vorratskammer auf einen mit Mais gefüllten Sack. „So ein Windhund, so ein Windhund," knurrte er immer wieder in den Bart, „so ein Phantaster. Aber," machte er ingrimmig, „mit der andern will ich auch noch ein Wörtlein reden; sie wird etwa in die Kirche gelaufen sein. Es bedünkt mich zwar, sie habe zu Hause Kirche genug. Wie sieht's denn ums Himmelswillen hier aus?" Er schaute sich, etwas ruhiger werdend, in der Kammer um. Von der gewölbten Decke hing eine rote Ampel, die wie ein ewiges Licht durch die Kammer dämmerte und die uneingerahmten Heiligenbilder beschien, die ob den verschiedenen Gries-, Zwetschgen-, Kirschen- und Maissäcken und ob Kisten und Warenbeigen an den Wänden herumhingen. Aber unter der roten Ampel, neben dem Salzfaß, befand sich ein Betschemel und davor an der Wand ein kleiner Altar mit zierlichen Holzsäulchen und schönem Aufbau, den der Schwager Schreiner der Portiunkula nach der Hochzeit in einjähriger, mühseliger und hundertmal liegengelassener Arbeit hatte herstellen müssen. Doch hatte sie das niedliche, kunstgerechte Bauwerklein verständnislos mit einer geblümten Tapete überziehen lassen und diese dann mit einem bunten Kleinkram von Devotionalien überstellt. Das Hauptstück war die wächserne Weihnachten, die Geburt Christi darstellend, die sie gleich nach der Heirat heimlich aus der väterlichen Stube in ihre heilige Halle geflüchtet hatte. Ihre ganz besondere Andacht und Inbrunst jedoch galt einem rohgearbeiteten, pfeilgespickten St. Sebastian, der zuoberst auf dem Altare stand. Um seinen Hals hing sie allabendlich vor Zubettegehen ihre zahlreichen Amulette, die sonst tagsüber teils ihren Busen, teils das zärtliche Herz ihres Gatten bedeckten. Nahe beim Altar, in einer stets offenen Schublade, die mit Amelung überschrieben war, lagen in stattlicher Beige ihre sämtlichen Gebetbücher. Ueber dieser Schublade hing ein altes gutes Glasgemälde mit dem Wappenschild der Kleinhanse, das sie ebenfalls beizeiten aus der Elternkammer des Schmiedhauses in ihre Warenkapelle zu retten wußte. Und dieser Glasscheibe gegenüber hing eine runde Tafel mit einer Inschrift, um die ein buntes Kränzlein von Blumen ging, die im Garten des Paradieses geblüht haben mochten; denn auf Erden würden sie die Botaniker umsonst gesucht haben. Die Inschrift aber hieß: Der Herr ist meine Zuversicht! Wenn man aber die Tafel umwandte, so zeigte sich ein sehr reinlich gehaltenes treffliches Spiegelglas. Um diesen verkehrten Spiegel hingen allerlei geweihte Reiser, und darunter aber in einer leeren Konservenbüchse befand sich ein kleiner buschiger Pinsel, und auf einem ziemlich schmierigen Putzlappen ein Töpflein mit einem rötlichen Pulver, woraus Portiunkula nach der Frühmesse ihre hochroten Wangen hervorzuzaubern pflegte.

Mißfälligen Blickes musterte der Schmied diese außergewöhnliche Vorratskammer, und unwirsch und unablässig die Zunge kauend, brummte er vor sich hin: „Weiß der Herrgott, wo die Tasche diese Götzendienerei her hat. Ich hab' ihr doch wahrhaftig hiefür kein Beispiel gegeben. Es ist schon nicht das Wahre, wenn sie ihre Frömmigkeit mit all diesem Kleinkram aufmutzen muß. Halt alles auf der Zunge, nichts im Herzen. Die Heiligen und ihre Bilder in Ehren; aber es muß ein rechter Sinn und Geist dabei sein. Ich hab' ja auch einen Christus ob dem Bett, und 's ist mir ein Trost. Und wenn ich sein Bild in irgend einem Heiligenstöcklein am Weidweg sehe, so freut's mich, und gerne ziehe ich den Hut ab; denn ich grüße den Gottessohn, der für uns gestorben ist. Man täte es jedem Menschen auch, der so für die Menschheit einen martervollen Tod gelitten hat. Aber dieser Krimskrams da in der Warenkammer; —; nun," machte er ruhiger, „'s ist am End doch fromme Spielerei; lassen wir's der Einfalt."

Jetzt schrillte die Ladenschelle durchs Haus. Portiunkula war im Anzug. Der entsetzte und aufgebrachte Schneider hatte ihr durch das Stubenfenster bereits zu wissen getan, daß ihr Vater in den Katakomben, wie er die Vorratskammer nannte, sie erwarte. Er wisse nicht, was er habe, aber sie solle ihre Zunge hüten; denn er sei fuchsteufelswild. Jedoch Frau Portiunkula Pipenhenner hatte nur ihre lange Nase gerümpft und stand nun schon im Eingang der Dunkelkammer, im Weihbrunn neben der Türe, von dessen vergoldetem Porzellan ein verlorener Sonnenstrahl leuchtete, das Weihwasser nehmend. „Trost den armen Seelen im Fegfeuer!" machte sie halblaut, das Wasser über den Boden spritzend. Und laut: „Vater, wo steckt Ihr denn?" Jetzt ersah sie ihn auf einem vollen Sack sitzend und den grauen Bart streichend. „Was schaut Ihr mich denn so an?"

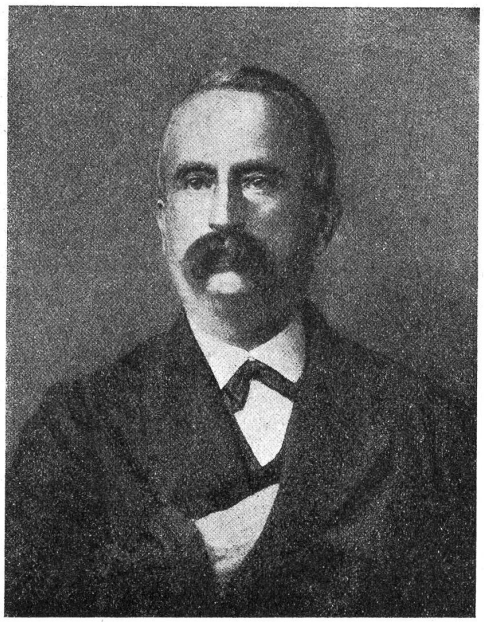
„Wohl," machte er dumpf, „ich muß dich einmal richtig ansehen, hab' es eigentlich nie so recht getan, damit ich dich gleich erkenne, wenn ich armer sündiger Mensch einmal im Himmel auf dem untersten Bänklein kauere und zu den Heiligen emporschaue; wirst ja wohl zuvorderst unter ihnen sitzen."

„Vater," sagte Portiunkula mit strengem Gesicht und stechender Nasenspitze, „schämt Euch, so zu reden, in einem Alter, wo man nur mehr Gott vor Augen haben sollte. Aber freilich, seit ich aus dem Schmiedhaus bin, ist der rechte Geist daraus gewichen. Dieses stülpnäsige Bauernmensch, das Bethli, lacht den heiligen Ernst, der jedem christlichen Hause so wohl ansteht, aus allen Winkeln heraus. Sie lacht sich und weiß Gott, vielleicht noch andere schwache Menschenseelen, um die ewige Seligkeit. Ihr solltet sie fortschicken. Sie ist ohnedas zu jung. Ihr solltet eine ältere, rechtschaffene Person zu Euch nehmen, statt dieses lebendigen Aergernisses."

Marie Stückelberg: Vertieft.

„Ja," machte schweratmend der Alte, „der Geist ist aus dem Schmiedhaus gewichen; aber nicht der gute, sondern der böse, du heillose Zange, du undankbares Geschöpf!" lärmte er jetzt. „Wie kannst du mir nur das antun und die Aushingabe des mütterlichen Vermögens verlangen und gleich das ganze? Wollt ihr mich alten Mann arm machen, bettelarm, jetzt, wo ich mich nicht mehr recht wehren kann? Hab' ich euch Fratzen nicht alles angehängt, was ich auf- und abzubringen vermochte mit harter Arbeit? Wüßte nicht jede Schwiele an meiner Hand davon zu erzählen, wie ich mich für euch verwöhnte, heikelnäschige Geschöpfe abgeplagt habe. Doch tat ich's gern und würde mich tausendmal schämen, an euch ums Muttersächlein zu gelangen, wenn ihr mir Zeit gelassen hättet, auch einen Batzen für meine alten Tage zurückzulegen. Aber ihr ließet alles draufgehen, und ich ließ euch wirtschaften; denn nie fiel mir's ein, daß ich vielleicht einmal nicht mehr am Amboß sollte stehen können. Jetzt, seit das Bethli allein haushaltet, sehe ich, was sich alles hätte machen und vorsorgen lassen, wäre anders gehaust worden und wäre ich nicht ein Narr an euch

gewesen. 's ist traurig, wenn ein Vater an seine Kinder gelangen muß. Aber ich kann jetzt nicht anders, und ihr



Bundespräsident Jakob Stämpfli (1820—1879).

verspracht mir's heilig, mir die Hälfte des Zinses vom Muttervermögen zu lassen. Nun wollt ihr mir mit einem Schlage alles nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Jakob Stämpfli.

Zum hundertsten Geburtstag, 23. Februar 1920.

Es war am 17. Mai 1879. Ein langer Trauerzug, wie Bern nur wenige gesehen hat, geleitete die sterblichen Ueberreste eines großen Mannes, von Jakob Stämpfli, zur letzten Ruhe auf dem Bremgartenfriedhof. Die Berner Liedertafel intonierte das ewig schöne „O mein Heimatland!". Und dann hielt Bundesrat Dr. Schenk seine schöne Gedächtnisrede, in welcher er in trefflicher Weise den größten schweizerischen Staatsmann des 19. Jahrhunderts würdigte. Besser als mit der Charakteristik, die Welti von Jakob Stämpfli entwarf, könnten wir unsern Gedächtnisaufsatz nicht eröffnen. „Wir stehen am Grabe des bedeutendsten politischen Mannes, den Bern hervorgebracht hat seit seiner Regeneration und vielleicht noch seit viel längerer Zeit. Alle Eigenschaften, die vereinzelt schon manchen über das gewöhnliche Niveau hinauszuheben imstande wären, fanden sich kraftvereint in Stämpfli zusammen. Eine ganz ausgesprochene Richtung zu den Interessen des allgemeinen öffentlichen Lebens, eine natürliche Neigung zu politischem Streben und Handeln, eine hohe Intelligenz, eine gewaltige Kraft des Willens, Mut und edler Ehrgeiz, eine ganz merkwürdige Fühlung mit der Seele des Volkes und deren innern Vorgängen, ein scharfes Urteil, ein hohes Maß von Phantasie und ein eminentes Gedächtnis, energische Arbeitskraft und Lust: Das alles, verbunden mit einem festen, zuverlässigen Charakter, einer patriotischen Seele, einem offenen und geraden Wesen und einer ganz besondern Art volkstümlichen Seins und Wesens: das alles wirkte zusammen, um Stämpfli zu einem Manne zu machen, welcher lange als Stern erster Größe an dem politischen Himmel Berns und der Eidgenossenschaft geglänzt hat. Die radikale Partei hatte in ihm einen Führer, wie eine Partei nicht so leicht einen zweiten finden kann." Nationalrat Frei sprach u. a.: „Das Schweizervolk glaubte in Stämpfli sich selbst, sein eigenes Ich zu erkennen; das Schweizervolk erblickte in Stämpfli verkörpert und verwirklicht alles, was in seiner Volksseele lebt an Zähigkeit und Kraft und Entschlossenheit, an Stolz und Trotz. In Stämpfli erkannte das Volk seinen ureigensten Repräsentanten, seine eigene Volksseele. Und noch mehr als das: Jakob Stämpfli hatte einen hohen Begriff von der Ehre unseres Landes und von der Unabhängigkeit desselben."

Jakob Stämpfli war ein Seeländer. Im kleinen Weiler Janzenhaus, am Südabhang des Bucheggbergs, in der Gemeinde Wengi, Amt Büren, gelegen, steht sein Geburtshaus. Hier erblickte er am 23. Februar 1820 das Licht der Welt. Er wuchs in sehr einfachen, recht bescheidenen Verhältnissen auf. Die Eltern Stämpflis besaßen ein mittelgroßes Bauerngut. Der junge Jakob mußte mit seinen Geschwistern tüchtig zugreifen, umsomehr, als der Vater frühe starb und keine großen Glücksgüter zurückließ. Er besuchte die Primarschule des Ortes, entwickelte schon früh einen großen Lerneifer, klare Auffassungsgabe und eine seltene Willenskraft. Pfarrer Schärer-Spengler in Wengi, dessen erklärter Liebling Jakob Stämpfli war, war der erste, der die großen Geistesgaben des Knaben erkannte und seinen Bildungstrieb nach Kräften förderte. Er war es auch, der später Stämpfli den Besuch der Hochschule ermöglichte. Ursprünglich hätte Jakob Stämpfli ein Pferdehändler werden sollen. Es wird berichtet, daß er als zwölfjähriger Knabe mutterseelenallein nach Lausanne wanderte, nur mit knappem Reisegeld versehen, um ein Pferd zu kaufen. Er führte den elterlichen Auftrag denn auch zur Zufriedenheit aus. Aber Pferdehändler wurde er nicht. Der Schule entlassen, verbrachte Stämpfli ein Jahr bei einem Bauern in Cortébert, um Französisch zu lernen. In harter Knechtearbeit verdiente er sich seinen Welschlandaufenthalt selbst. Im Frühling 1836 wurde Jakob konfirmiert und trat bei Amtsgerichtsschreiber Frauchiger in Büren als Lehrling ein, wohl auf Verwendung von Pfarrer Schärer. Hier stellte er sich ausgezeichnet. Neben den Bureaustunden war er unablässig beschäftigt, die Lücken seiner mangelhaften Bildung auszufüllen. Tagtäglich stand er, Sommer und Winter, nach verbürgten Zeugnissen um 4 Uhr auf, um die drei ersten Morgenstunden seiner Weiterbildung widmen zu können. Er trieb hauptsächlich Geschichte, Geographie, Literatur und Rechtslehre. Ein Frühaufsteher ist Stämpfli übrigens zeitlebens geblieben. Bei seinen Studien kamen ihm sein riesiges Gedächtnis und die klare Auffassung sehr zustatten. Man wurde auf den Jüngling aufmerksam, beförderte Stämpfli am 1. Januar 1839, neunzehnjährig, zum Audienzaktuar. Sein Lehrmeister fing an, ihn bei schweren Fällen um seinen Rat anzugehen.

Im Jahre 1840 zog Jakob Stämpfli auf die Hochschule in Bern, um sich juridischen Studien zu widmen. Er wurde der Schüler des geistvollen Professors Wilhelm Snell, jenes deutschen Flüchtlings, der in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts den demokratischen Staatsgedanken in die empfänglichen Herzen der jungen Studenten verpflanzte. Stämpfli ging zu ihm in Pension, wurde nachwärts sein Schwiegersohn, lernte hier auch den spätern Ständerat und Schwager Niggeler kennen. Gotthelf hat Snell einmal einen Jugendverderber genannt, ihm vorgehalten, er mache den Hörsaal zur Trinkstube. Auf jeden Fall hielt sich Stämpfli allen studentischen Exzessen fern, wenn er auch einer fröhlichen Geselligkeit nicht abhold war. Bald ragte er kraft seines Bildungswillens, seiner Auffassungskraft, unter seinen Mitstudenten hervor. So errang er 1842 bei einer Preisaufgabe einen ersten Preis über: „Ist der Staat zur Beförderung der körperlichen, geistigen und sittlichen Bildung seiner Glieder verpflichtet? Welche Grenzen hat diese Verpflichtung und wie sind die daraus abzuleitenden Grundsätze in den Verfassungen einiger größerer Kantone der Schweiz ausgesprochen und in ihren Verwaltungen ausgeführt worden?"